



### Zum Buch

Nach einer durchzechten Nacht findet sich der Autor Rob Fallon im Apartment von Jenny wieder, der Freundin seines besten Freundes. Und er fühlt sich bereits schuldig, bevor irgendetwas geschehen ist. Die Schuld verwandelt sich in Schock, als zwei Männer einbrechen, Jenny entführen und versuchen, ihn zu töten. Rob kann gerade noch entkommen. Als Rob anschließend die Entführung bei der Polizei melden will, glaubt ihm niemand. Jennys Vater behauptet, sie sei im Urlaub, in der Wohnung finden sich keine Spuren eines Einbruchs, und der Pförtner hat nichts Verdächtiges gesehen oder gehört. Rob will das nicht wahrhaben, zumal er sicher ist, dass Jennys Leben bedroht ist. Doch je mehr Fragen er stellt, desto mehr wird er zur Zielscheibe von eiskalten Killern. Was wollen sie verbergen? Und was hat das alles mit einer scheinbar so harmlosen jungen Frau wie Jenny zu tun? Entweder findet es Rob heraus, oder er ist bald tot. So einfach ist das.

### Zum Autor

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei kleine Kinder. Die Authentizität seiner Romane verdankt sich seiner intensiven Recherche. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung. Alle haben sie viele Geschichten zu erzählen. Mit *Gnadenlos* gelang ihm der Durchbruch, der Roman stand monatelang auf den deutschen Bestsellerlisten. Mehr Infos zum Autor unter [www.simonkernick.com](http://www.simonkernick.com).

### Lieferbare Titel

*Gnadenlos*

*Deadline – Die Zeit läuft ab*

*Todesangst*

**SIMON KERNICK**

# **VERDÄCHTIG**

Thriller

Aus dem Englischen  
von Gunter Blank

**WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe TARGET erschien 2009  
bei Bantam Press, London.



Verlagsgruppe Random House  
FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 06/2010  
Copyright © 2009 by Simon Kernick  
Copyright © 2010 by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Marcus Jensen  
Printed in Germany 2010  
Umschlagillustration: © Ilona Wellmann/Wildcard Images, UK  
Umschlaggestaltung: yellow-farm gmbh, s. freischem  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-455-43494-3

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Mr. Pink und Ali Karim*



# Prolog

---

## VOR ZWEI WOCHEN

Sir Henry Portman genoss seine Laster. Er soff wie ein Profi und pokerte und zockte wie ein Amateur. Auch im fortgeschrittenen Alter schaffte er mühelos eine Schachtel Zigaretten pro Tag zuzüglich einer kubanischen Zigarrre und satten viertausend Kalorien, die er aus dem fetten Essen bezog, das Diätberater zur Weißglut brachte, während der Rest der Welt sich die Lippen danach leckte.

Doch sein liebstes Laster, auf das er am wenigsten verzichten konnte, war der außereheliche Sex. Es hielt ihn statt bei 120 Kilo, die er angesichts seines Lebenswandels eigentlich wiegen müsste, bei gerade noch vertretbaren 90 Kilo. In den achtundzwanzig Jahren seiner Ehe hatte es Sir Henry auf 347 Sexualpartner gebracht (348, wenn man seine Frau mitzählte). Die genaue Zahl aktualisierte er regelmäßig in einem kleinen schwarzledernen Notizbuch, das er eigens für diesen Zweck angeschafft hatte. Und selbst nun, da er weit über fünfzig war, hatte sein Appetit nicht das kleinste bisschen gelitten.

Was allerdings gelitten hatte, und zwar nicht nur ein bisschen, war sein Äußeres, und deshalb musste er mehr und mehr auf die Dienste von Prostituierten zurückgrei-

fen. Was ihn aber nicht sonderlich störte, da er der Meinung war, für Sex zu bezahlen, habe viele Vorzüge. Es gab nicht die Komplikationen, die bei heimlichen Geliebten auftreten konnten, und auch nicht die Peinlichkeiten, wenn man Praktiken einforderte, die zimperlichere Zeitgenossen womöglich unanständig fanden. Denn wenn es um Sex ging, war Sir Henrys Geschmack gelinde gesagt ein wenig eklektisch. Und deshalb lag er gerade in einem Edelbordell in Islington an ein Bett gefesselt, trug nichts weiter als eine glänzende Latexbinde über den Augen und wartete darauf, von einer neunzehnjährigen Gazelle namens Nadia mit einer ausgeklügelten Mischung aus Lust und Qual zu neuen Höhen sexueller Ekstase getrieben zu werden.

Er hörte, wie die Tür aufging und Nadia leise und vorsichtig hereinkam. Als sie sich dem Bett näherte, leckte sich Sir Henry brünstig die Lippen und schluckte, da er den unglaublichen Reiz kaum noch aushielt, den er während dieser ersten Augenblicke stets verspürte.

»Du warst ein böser Junge«, flüsterte sie in ihrem akzentschweren Englisch. Ihre Finger strichen leicht über seinen Schenkel, und die fast unmerkliche Berührung führte bereits dazu, dass er sich in ekstatischen Krämpfen wand.

»Ich weiß«, flüsterte er. »O Gott, ich weiß ...«

Nadias Finger zogen sich zurück, sie stieß ein komisches Miauen aus, das abrupt abbrach.

Im Zimmer war es nun still. Sir Henry rutschte unruhig auf dem Bett herum, erwartete sehnsüchtig eine weitere Berührung.



Etwas Feuchtes und Warmes tropfte auf seine Brust und lief von dort über seinen Bauch in Richtung seiner Genitalien. Was ließ sie da auf ihn herabtropfen? Kerzenwachs war es nicht, das wäre heißer.

Das Tropfen hörte auf, und neben dem Bett bewegte sich etwas. Er verspürte eine leichte Beunruhigung, gemischt allerdings mit einer Welle sich steigernder Erregung. Wurde Nadia plötzlich experimentierfreudig? Üblicherweise folgte sie einer eingespielten Routine.

Das Schweigen hielt an. Und sie berührte ihn immer noch nicht.

»Nadia? Bist du da?«

Nichts.

Lauter jetzt: »Nadia?«

Ihm wurde brutal die Latexbinde abgerissen, und als ihn das grelle Licht traf, musste er blinzeln.

Nadia starrte mit leerem Blick auf ihn herab. Sie war bleich und nackt und wunderschön. Aus ihrer Brust ragte die Spitze eines langen, schmalen Stiletts. Sir Henry konnte das Blut erkennen, das über ihren Körper lief. Auch er war damit besudelt. Das Rinnsal bildete bereits ein wildes Muster.

Einige Sekunden lang war er wie betäubt. Zwar nahm er den Schrecken vor seinen Augen wahr, aber sein Gehirn weigerte sich, ihn zu verstehen. Nadia rührte sich nicht. Sie stand nur da, die blassblauen Augen aufgerissen. Dann musste er mit ansehen, wie sie langsam neben dem Bett zu Boden sank und aus seinem Blickfeld verschwand.

An ihre Stelle war ein Mann mit einer zähneblecken-

den Wolfsmaske getreten, der das blutverschmierte Messer, mit dem er Nadia ermordet hatte, noch in der Hand hielt. Die Klinge fing einen Strahl der Deckenlampe auf und blitzte. Hinter der Maske waren die Pupillen des Mannes unnatürlich geweitet und starrten auf ihn herab.

Sir Henry wurde von einer Woge des Schreckens erfasst und wollte die Lippen zu einem Schrei öffnen, doch eine behandschuhte Hand presste sich auf seinen Mund.

Das blutige Messer schwebte über seinem Gesicht und näherte sich seinem Auge, bis es sein gesamtes Blickfeld ausfüllte.

»Willst du, dass ich dir das Auge herausschneide?« Die Stimme des Maskierten klang kehlig und heiser. Sir Henry glaubte, einen nordirischen Akzent herauszuhören.

Verzweifelt versuchte er, unter dem Druck des Handschuhs ein Nein zu stammeln und schloss panisch die Augen. Die Klinge berührte sein Lid.

»Ich nehme meine Hand jetzt hoch«, erklärte der Mann mit unbewegter, fast freundlicher Stimme. »Wenn du schreist, werde ich dich blenden. Hast du mich verstanden?«

Sir Henry beeilte sich, seine Zustimmung in den Handschuh zu stöhnen. Der Mann schien ihm zu glauben und zog sowohl seine Hand als auch das Messer weg.

»Bitte töten Sie mich nicht«, flehte Sir Henry, der sich seiner völligen Hilflosigkeit nur zu gut bewusst war. Großer Gott, er hätte wissen müssen, dass dies einmal geschehen würde.

Diese Leute waren die reinsten Bestien ... und irgendwie hatte er sich mit ihnen eingelassen. Es war ein Alptraum.

»Wie wir hören, bekommst du kalte Füße, Sir Henry«, fuhr der Mann mit der Wolfsmaske fort und ließ die Klinge spielerisch über dessen Bauch gleiten, wobei er etwas von Nadias Blut abschabte.

»Nein, nein, tu ich nicht, ich schwöre.«

»Lüg mich nicht an. Wenn du mich anlügst, verlierst du ein Auge, klar?«

»Ja, ja, ich habe verstanden, ich habe verstanden.«

»Gut, ich habe das Mädchen exekutiert, damit du ernst nimmst, was ich dir sage.«

»Aber das hätten Sie nicht tun müssen. Ich hätte Sie auch so ernst genommen.«

Sir Henry glaubte, hinter der Maske ein Lächeln zu erahnen.

»Nein, das glaube ich nicht. Aber jetzt tust du es, nicht wahr? Stell dir vor, wenn ich eine junge Frau abstechen kann, was ich dann dir alles zufügen könnte. Oder deiner Frau. Oder deiner Tochter. Wie heißt sie noch gleich: Jane ...« Mit der Messerspitze zwirbelte er ein paar von Sir Henrys Schamhaaren auf. »Ein ziemlich hübsches Ding. Ich habe sie neulich aus deinem Haus kommen sehen. Doch, doch, sehr, sehr hübsch.«

Bei der Erwähnung seiner Tochter krampfte sich in Sir Henry alles zusammen. Für einen Augenblick vergaß er sogar das Messer. »Bitte, bitte, nicht Jane. Mir können Sie etwas antun, aber bitte lassen Sie sie in Frieden. Ich flehe Sie an.«

»Es ist völlig sinnlos, mich anzuflehen, Sir Henry. Wenn ich muss, schlachte ich deine ganze Familie ab, schneide sie in Scheiben und verfüttere sie an dich.«

»Was wollen Sie?«

»Dass du meine Fragen wahrheitsgemäß beantwortest. Beim geringsten Fehler ...« Er hielt inne und berührte mit der Klinge die Wurzel von Sir Henrys Penis. »... säbele ich an dir herum.«

»Ich sage die Wahrheit, ich schwör's.« Einmal mehr pokerte er. Wahrscheinlich nützte er ihnen lebendig mehr als tot, und vermutlich wussten sie sowieso schon alles.

»Sehr gut. Also, hast du nun kalte Füße bekommen?«

Sir Henry nickte heftig. »Ja, ja, das habe ich, aber ich habe mit niemandem geredet, ich schwöre. Ich bin auf das Polizeirevier in Kensington gegangen, aber schon nach fünf Minuten war ich wieder draußen, weil mir klar wurde, dass es zu riskant war, etwas zu sagen. Ich hatte nur solche Angst, dass etwas schief läuft und sie mich schnappen ...«

»Das brauchst du nicht«, sagte der Maskierte und klang sogar teilnahmsvoll. »Ich überwache die ganze Aktion, und ich lasse nicht zu, dass etwas schief läuft. Aber du hast recht daran getan, keine Aussage zu machen. Es hätte dich deine Familie gekostet.«

Er entfernte das Messer aus Sir Henrys Schamhaar und bückte sich, um Nadia hochzuheben. Er zog sie an ihren langen braunen Haaren empor, bis Sir Henry sie wieder sehen konnte. »Und das ist dir jetzt doch wohl

klar. Was passiert, wenn du uns verarschen willst? Dass wir dich überall kriegen werden?»

»Bitte«, flüsterte Sir Henry. »Legen Sie sie hin. Ich ertrage es nicht, sie anzusehen.«

Der Maskierte ließ die Haarmähne los, und die Leiche plumpste mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

Sir Henry schluckte. Ihm war schwindlig. Er hatte für Nadia zwar keine großen Gefühle gehabt, aber es hätte sich genauso gut um seine Tochter handeln können. Beim Gedanken daran erbrach er fast das Drei-Gänge-Menü, das er vor einigen Stunden genossen hatte. »Was geschieht jetzt mit ihr?«

»Mach dir darüber mal keine Sorgen. Wir kennen die Besitzer hier, und die werden sie verschwinden lassen. Wenn ich du wäre, würde ich mich mehr um mich selbst sorgen.«

»Das tue ich doch.«

»Ich weiß. Das Leben deiner Familie hängt davon ab.«

Mit einer schnellen Bewegung ließ er das Messer herabschießen, und Sir Henry spürte plötzlich einen stechenden Schmerz an seiner Peniswurzel. Und wie das Blut an seinen Eiern herunterfloss. Er wollte aufschreien, aber der Mann legte nur einen behandschuhten Finger an die Lippen und ließ ihn lautlos erstarren. Keinesfalls wollte Sir Henry seinen Peiniger verärgern.

»Nur ein kleiner Vorgeschmack auf das, was alles passieren könnte, Sir Henry«, sagte er beiläufig. »Ohne bleibende Schäden.«

Er beugte sich vor und schnitt das Seil durch, mit dem Sir Henrys rechte Hand an das Bett gefesselt war. Dann

wandte er sich zur Tür und ließ ihn allein zurück, nackt und blutend. Sir Henry fragte sich, ob sein Gewissen ihm jemals das vergeben würde, was er im Begriff stand zu tun.

# Sonntag

---

## EINS

Manchmal hängt das Schicksal eines Menschen von einer einzigen, scheinbar unverfänglichen Entscheidung ab. Für mich war es der Moment, in dem ich an jenem Sonntag das Angebot meines Nachbarn Ramon auf ein Bier im Pub um die Ecke annahm. Ramon war ein schnell kahl werdender Hipster, der stets ein schwarzes oder rotes Bandana trug, im Nachbarschaftszentrum Salsa unterrichtete und entgegen aller erkennbaren Anzeichen glaubte, eine magnetische Wirkung auf Frauen zu haben. Ich hatte den größten Teil des Wochenendes arbeitend zu Hause verbracht, und obwohl ich es normalerweise vermied, mich mit Ramon öffentlich blicken zu lassen, fand ich die Idee eines entspannenden Nachmittagsdrinks verlockend, auch wenn in Colindale im Norden Londons, wo wir beide wohnten, keine großen Offenbarungen zu erwarten waren.

Aber Sie wissen ja, wie so oft, wenn Alkohol im Spiel ist, nehmen die Dinge in den seltensten Fällen die Wendung, die man geplant hatte, und aus ein, zwei gemütlichen Bieren wurden schnell vier oder fünf, an die sich ein billiges Abendessen beim All-You-Can-Eat-Chinesen anschloss, auf das dann ein Trip ins West End folgte, wo

ich mich letztendlich um halb elf Uhr abends in einer verschwitzten, übervollen Bar in der Nähe von Long Acre wiederfand. Den salsabegeisterten Ramon hatte ich bereits vor gut zwanzig Minuten in der wogenden Menge verloren.

Ich zwängte mich also durch die Massen, und plötzlich reichte es mir. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da hatte mir dieser Laden gefallen. Damals, als ich noch in der City arbeitete, war ich fast jede Woche hergekommen und hatte sogar die meisten Barkeeper beim Namen gekannt. Aber seitdem war eine Menge Zeit vergangen, und nun, mit vierunddreißig, fühlte ich mich alt und fehl am Platz. Der Alkohol stimmte mich nostalgisch und rührselig und schwemmte Erinnerungen an die Jahre hoch, als das Leben einfach war und noch Spaß verhiieß und ich genauso alt war wie der Rest der Besucher. Es wurde definitiv Zeit zu gehen, doch gerade als ich das halbvolle Becks, an dem ich seit bald einer Stunde nuckelte, austrank und mich Richtung Ausgang orientierte, kam sie mir entgegen.

Ich hatte Jenny seit gut einem Jahr nicht mehr gesehen, doch sobald sie mich erkannt hatte, grinste sie und steuerte auf mich zu. Sie umarmte mich und gab mir zwei feuchte Küsse auf die Wangen. »Rob Fallon, ist das lange her!«, rief sie und versuchte den Lärm zu über-tönen. Sie machte einen Schritt rückwärts und musterte mich von oben bis unten. »Gut siehst du aus.«

Ich bezweifelte zwar, dass das – zumal in meiner gegenwärtigen Verfassung – stimmte, wollte ihr aber nicht widersprechen. »Du auch«, antwortete ich auf diese



nichtige Art, mit der Leute Smalltalk betreiben, allerdings hatte ich in diesem Fall Recht.

Jenny bot immer einen strahlenden Anblick. Sie war groß gewachsen und hübsch, mit langen blonden Haaren, die zumindest zu vier Fünfteln echt waren. Sie hatte diese goldbraun schimmernde Haut, von der Experten sagen, sie sei ungesund, die aber bei ihr einfach nur toll aussah. Ich glaube, sie war sieben- oder achtundzwanzig und konnte leicht fünf Jahre jünger geschätzt werden. Doch was sie wirklich von anderen abhob, waren ihre großen braunen Augen. Wenn sie einen damit ansah, kostete es gewaltige Überwindungskraft wegzuschauen. Nicht viele Männer schafften das.

Sollten Sie daraus jetzt schließen, dass ich in diese Frau verliebt war, sind Sie auf dem Holzweg. Zwar gab es durchaus eine bestimmte Anziehung, zumindest von meiner Seite her, und wir sind auch bestens miteinander klargekommen, aber zwei Dinge hatten mich bisher zurückgehalten. Erstens: Ich liebte immer noch jemand anderes, obwohl ich nach zwei Jahren Trennung begriff, dass Yvonne, meine Ex-Frau, nichts mehr von mir wissen wollte. Und zweitens: Ich hätte Jenny nie getroffen, wenn sie nicht die Freundin meines besten Freundes Dom gewesen wäre. Deshalb trafen wir uns nur, wenn er dabei war, und seit sie sich getrennt hatten, hatten wir uns aus den Augen verloren.

Es hätte eine kurze belanglose Unterhaltung werden können, so wie sie Menschen, die einander flüchtig kennen, ständig führen, doch ich hatte mich zuletzt ziemlich einsam gefühlt, und vielleicht trug auch der Alkohol sei-

nen Teil dazu bei. Jedenfalls brach die Faszination, die unterschwellig wohl immer schon vorhanden gewesen war, sich plötzlich mit aller Macht Bahn. Als wir uns, um den Lärm zu übertönen, gegenseitig ins Ohr brüllten und ich den sanften Duft ihres Parfüms spürte, ging ich deshalb aufs Ganze und fragte sie, ob sie Lust hätte, noch woanders hinzugehen.

Um ehrlich zu sein, normalerweise bin ich nicht so forsch, aber wie gesagt, ich glaube, es war der Alkohol. Außerdem rechnete ich nicht wirklich mit einem Ja. Sie war wahrscheinlich mit Freunden hier, die verlässlicher waren als Ramon, und würde sie nicht zurücklassen, um sich mit dem Kumpel ihres Ex davonzumachen.

Doch sie sagte, sie hätte.

Und in diesem Augenblick war mein Schicksal besiegelt.

Wir gingen um die Ecke in einen ruhigeren, altmodischeren Pub, in dem es genügend freie Tische gab. Ich holte die Drinks, Mineralwasser für mich, für sie eine trockene Weißweinschorle. Dann unterhielten wir uns.

Jenny arbeitete für ein Internet-Reisebüro und kam gerade von einer neuntägigen Reise nach Mauritius und den Seychellen zurück, wo sie Hotels überprüft hatte, was, wie sie mir erzählte, mehr Arbeit war, als man dachte. Damit hatten wir jedoch das Thema Reisen am Wickel und tauschten die üblichen Rucksacktouristengeschichten aus.

Bei Jenny hatte ich schon immer das Gefühl gehabt, mich offen mit ihr unterhalten zu können, ohne mich

verstellen oder eine große Show abziehen zu müssen. Und wahrscheinlich hatte ich eh keinen Anlass dazu gesehen, weil sie als Doms Freundin praktisch unantastbar gewesen war. Trotzdem vermieden wir es heute Abend, Dom zu erwähnen, und als wir unsere Gläser geleert hatten, ging Jenny eine neue Runde holen, wobei sie darauf bestand, dass auch ich wieder etwas Alkoholisches bestellte, damit sie nicht alleine trinken musste. Ich ließ mich zu einem Wodka Red Bull verleiten und hoffte, er würde mich wieder aufpäppeln.

»Übrigens«, sagte sie, als sie mit den Drinks zurückkam, »hast du eigentlich den Roman beendet, an dem du geschrieben hast?«

Hier muss ich ein wenig ausholen. Während Jenny noch mit Dom ging, arbeitete ich an einem Buch. Tatsächlich schrieb ich bereits seit drei Jahren daran, genauer gesagt, seit ich meine Aktienoptionen eingelöst und bei der Investment-Bank, für die ich gearbeitet hatte, gekündigt hatte, um mit Yvonne und unserer damals einjährigen Tochter Chloe im ländlichen Frankreich ein neues Leben zu beginnen. Ich hatte schon immer den Ehrgeiz gehabt, Schriftsteller zu werden und in meiner Freizeit genug geschrieben, um zu glauben, ein Versuch würde sich lohnen. So hatte ich meinen Pensionsplan entworfen: Ein paar erfolgreiche und von der Kritik gefeierte Romane schreiben, während ich auf unserem kleinen Landsitz in Burgund organisches Obst und Gemüse anbaute.

Dummerweise hatte es nicht ganz funktioniert. Das Buch, um das es damals ging, *Verschwörung – ein packen-*

*der und hochexplosiver Thriller aus der zwielfichtigen Welt der Hochfinanz* (so zumindest glaubte ich ihn verkaufen zu können), erwies sich als unerwartet schwierig zu Papier zu bringen. Ich bekam den Plot nicht richtig hin, und als ich es schließlich schaffte, hatte ich siebenhundert Seiten des wahrscheinlich langweiligsten Thrillers aller Zeiten. Inzwischen war es praktisch unmöglich geworden, mit mir zusammenzuleben, und der idyllische Landsitz in Burgund mit seinen Hunderten von Hektar Äckern und Wiesen trieb mich in den Wahnsinn. Noch schlimmer war es, dass Yvonne ihn liebte.

Den Rest können Sie sich vermutlich denken. Wir stritten uns wie die Verrückten, während meine an langen Bürotagen gehegten Träume sich in Luft auflösten. Ich gebe zu, ich war selbstsüchtig und drohte ständig damit, den Stöpsel zu ziehen und nach Hause zurückzukehren. Eines Tages hatte Yvonne genug und erwiderte, ich solle doch abhauen. Wir einigten uns auf eine dreimonatige Trennung, probeweise. Ich kehrte nach England zurück, quartierte mich in Doms Gästezimmer ein und hoffte, dass der Tapetenwechsel mir die Inspiration verschaffen würde, die ich für *Verschwörung* brauchte. Tat er aber nicht. Ich war kurz davor, wieder zu Yvonne nach Frankreich zu ziehen, weil ich festgestellt hatte, dass ich ohne sie und Chloe unglücklich war, als sie mir eröffnete, sie habe jemand Neues kennengelernt. Einen gewissen Nigel, ein ebenfalls im Ausland lebender englischer Ex-Pat. Yvonne und Chloe leben immer noch bei ihm, auch wenn sie inzwischen nach Montpellier gezogen sind.

Und mein packender, hochexplosiver Thriller aus der zwielichtigen Welt der Hochfinanz?

»Nein«, gestand ich Jenny mit einem reuigen Lächeln, »den habe ich nie beendet.«

»Schade eigentlich«, sagte sie und wirkte ein bisschen enttäuscht. »Nach all der Arbeit, die du reingesteckt hast.«

»Manchmal sollte man wissen, wann man es gut sein lassen muss.« Ich nahm einen kräftigen Schluck Wodka Red Bull. »Aber«, fügte ich eilig hinzu, um ihr Interesse wachzuhalten. »Ich gehöre nicht zu denen, die einfach hinschmeißen. Ich schreibe ein anderes Buch, und weißt du worüber?«

Ihre Miene hellte sich auf. »Worüber?«

»Ich habe einen Agenten, der glaubt, dass er es unterbringen kann. Ich habe ihm die ersten zehn Kapitel geschickt, und auf der Grundlage hat er mir einen Vertrag angeboten.«

»Erzählst du mir, worum es geht?« Sie beugte sich vor und klang ehrlich interessiert.

Also erzählte ich ihr von Maxwell.

Maxwell war in der Unterwelt von North London so etwas wie eine Legende. Er war ein ehemaliger Kredithai und Eintreiber und hatte inzwischen die fünfzig überschritten. Ihm eilte der Ruf voraus, die Kraft eines Ochsen und das Talent zu besitzen, jede Tür aufzubekommen, hinter der sich säumige Schuldner versteckten. Mit anderen Worten, ein Mann, den man besser nicht zu bescheißen versuchte. Ich hatte ihn vor ein paar Monaten auf einer Party in Hoxton kennengelernt, die eine von

Ramons Salsaschülerinnen veranstaltet hatte. Maxwell stand herum, verdealte ein bisschen Koks und wirkte insgesamt ziemlich bedrohlich. Trotzdem kamen wir irgendwie ins Gespräch.

Als ich erwähnte, dass ich Schriftsteller sei (obwohl ich bis dato noch keinen Penny damit verdient hatte), wurde er plötzlich ganz hellhörig. »Ich hab 'ne Menge Geschichten zu erzählen«, brummte er und fügte seiner Offenbarung eine Floskel hinzu, die offenbar nicht totzukriegen war: »Aus meinem Leben könnte man ein Buch machen.« Selbst als krasser Anfänger hatte ich diesen Satz bereits mindestens hundert Mal gehört, meist von Leuten, deren Leben ein ziemlich langweiliges Buch ergeben würde. Aber in Maxwells Fall erkannte ich ein gewisses Potenzial.

Damals war *Verschwörung* schon so gut wie gestorben, deshalb besuchte ich Maxwell auf seinem Cottage in Buckinghamshire, wohin er sich mit seinem illegal erworbenen Vermögen zurückgezogen hatte, um ihn zu interviewen, ohne genau zu wissen, was ich eigentlich wollte. Was ich bekam, war ein ebenso freundlicher wie charismatischer Typ, ein überaus einnehmender Geschichtenerzähler, der einen unerschöpflichen Vorrat an Anekdoten besaß und tatsächlich ein Leben gelebt hatte, das ein großartiges Buch ergeben würde. Ich sah eine Art britische Antwort auf *Goodfellas* vor mir, die Odyssee eines Gangsters durch den schleimigen Unterbauch Englands, von seiner harten Kindheit bis zum saturierten Altenteil. Ich würde die Verbrechen schildern, die er auf seinem Weg nach oben begangen hatte, ein paar hin-

zuerfinden, vielleicht sogar den ein oder anderen Mord, um die Sache etwas abzurunden.

Ich brauchte Maxwell nicht lange zu bereden. Da er es genoss, über seine Heldentaten zu schwadronieren, war klar, dass er die Gelegenheit ergreifen würde, zumal, wenn sich damit auch noch Geld verdienen ließe. Und so hatten wir uns vor ein paar Monaten tatsächlich an die Arbeit gemacht, und ich hatte die ersten zehn Kapitel geschrieben, hauptsächlich über seine Kindheit, und meinem Agenten zugeschickt. Seitdem hatte ich mich mühsam durch seine Biografie gewühlt und versucht, die Tatsache zu ignorieren, dass mein letztes bisschen Geld rapide zusammenschmolz. Ich hatte sogar erwogen, Maxwell um einen Kredit anzugehen, war aber gerade noch rechtzeitig zur Vernunft gekommen. Meine Haustür war nicht gerade massiv, und er würde mich kaum wohlwollender behandeln, wenn ich nicht pünktlich zurückzahlte.

Als ich meinen Monolog, in den ich zwei oder drei besonders pointierte Maxwell-Anekdoten eingeflochten hatte, beendet hatte, schüttelte Jenny ungläubig den Kopf.

»Mein Gott«, rief sie aus und kippte den Rest ihrer zweiten Weinschorle hinunter. »Kaum zu glauben, dass solche Leute wirklich existieren.«

»Ich kann dir versichern, es gibt sie.«

»Das klingt ja ganz schrecklich«, sagte sie und schüttelte sich, doch am Funkeln ihrer Augen erkannte ich, dass zumindest ein Teil von ihr es aufregend fand.

»Er ist wie viele andere Kriminelle auch«, versuchte ich kompetent zu klingen. »Sie sind so lange nett und



Simon Kernick

## **Verdächtig**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43494-3

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2010

Die Killer haben ein Ziel – und das Ziel bist du

Wollte mich da eben wirklich jemand töten, oder werde ich langsam verrückt? Für Rob Fallon verwandelt sich eine durchzechte Nacht in einen furchtbaren Alptraum, als er sich im Apartment einer Freundin wiederfindet. Plötzlich tauchen zwei Männer in der Wohnung auf, entführen Jenny und versuchen ihn zu töten. Rob kann im letzten Moment entkommen. Niemand glaubt ihm seine Geschichte. Entweder findet Rob die Wahrheit heraus, oder er ist bald tot. Denn die Killer haben es auf ihn abgesehen.

 [Der Titel im Katalog](#)